

Predigt zu Offenbarung 1,9-18

David Prinz (25.01.2026)

„Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.“ Dieser bekannte Satz wird Helmut Schmidt zugeschrieben. Schmidt spielt damit auf politische Visionen einer anderen Gesellschaft an, die in seiner Zeit als Bundeskanzler in den 70er- und 80er-Jahren in Deutschland kursierten. Große Erzählungen, die man abwertend als Träumerei bezeichnen könnte. Er hingegen befürwortet einen pragmatischen-nüchternen Politikstil. Realpolitik. Dieser Begriff wird ja auch heute noch oft benutzt und er hat es sogar unübersetzt in den englischen Sprachgebrauch geschafft.

Gemessen an diesem Satz kann Helmut Schmidt kein Freund der Bibel gewesen sein. Denn die Bibel ist voll von Visionen. Zum einen reichhaltige, politische Visionen einer anderen, einer besseren Zukunft. Aber auch Visionen, in dem Sinne, dass Menschen eine Erscheinung haben, tatsächlich etwas vor sich sehen. Von solchen Erscheinungen haben wir sowohl im Evangelium als auch im Predigttext gehört. Heute würde man dazu häufig Einbildung oder Fata Morgana sagen. Man sieht etwas, was eigentlich nicht real ist.

Manche dieser Visionen, die in der Bibel beschrieben werden, scheinen beim ersten und vermutlich auch beim zweiten Lesen ziemlich abstrus. So z.B. die Vision des Johannes im ersten Kapitel der Offenbarung. Johannes sieht einen Mann mit weißem Rauscheinbart, Feuer in den Augen und einem zweischneidigen Schwert als Zunge. Diesen Mann identifiziert Johannes als Gott. Ich weiß nicht, wie es mit Drogen in der Antike aussah, aber wenn mir das jemand heute erzählen würde, hätte ich einen Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz im Verdacht. Die Erscheinung scheint mir so abwegig, dass es mir sogar schwerfällt, es mir bildlich vorzustellen. Die Beschreibung ist ziemlich gruselig wie ich finde. Ich kann die Reaktion, die Johannes beschreibt, daher sehr gut nachvollziehen: „Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie tot.“ Bei diesen Visionen fällt es mir tatsächlich schwer, irgendetwas Realistisches daran zu finden. Deswegen überlese ich diese Stellen häufig mit einem Kopfschütteln. Und manchmal bin ich fast geneigt Helmut Schmidt zuzustimmen. Wer solche Visionen hat, sollte vielleicht wirklich einmal zum Arzt gehen.

Was also tun mit diesen Visionserzählungen? Sie werfen zumindest die Frage auf: Wie sieht Gott eigentlich aus? Jetzt könnte man direkt einwenden, das spielt doch keine Rolle. Entscheidend ist nicht, wie Gott aussieht, sondern wer oder wie Gott ist. Dem stimme ich prinzipiell zu. Trotzdem haben wir Menschen doch eine Tendenz dazu, uns alles – auch Gott – bildlich vorzustellen.

Und: Jedes Bild, das ich von Gott habe oder dass ich durch biblische Texte oder Kunstwerke gezeichnet bekomme, hat Auswirkungen auf mich und meinen Glauben. Wenn ich mir das Bild der Vision von Johannes jetzt noch einmal anschau, dann löst es eine innere Regung in mir aus, eine Resonanz. Und es prägt dabei auch, was ich über Gott

denke, in Abgrenzung oder Annahme, aber unweigerlich prägt es mein Gottesbild.

Und umgekehrt haben auch meine Gedanken dazu, wie Gott für mich ist, Auswirkungen auf meine bildlichen Vorstellungen von Gott. Es wird vielleicht nicht ganz so konkret, wie bei Johannes. Aber unterbewusst schwingt ein diffuses Bild von Gott doch immer mit. Denn wenn ich mir Gott als liebenden Vater denke, dann sieht er vermutlich zumindest nicht so aus. Die Tendenz zur Verbildlichung unserer Gedanken auch in Bezug auf Gott ist irgendwie da.

Das Bild, das Johannes von Gott zeichnet, ist in Grundzügen auch gar nicht so weit entfernt, von recht gängigen Vorstellungen der christlichen Kulturgeschichte. Der alte, weiße Mann mit Rauscheinbart ist nicht nur ein Gottesbild, das man unter Kindern häufiger antrifft, sondern das auch bekannte christliche Kunstwerke zierte. So z.B. die Erschaffung Adams von Michelangelo. Ein zentrales Element der Deckengestaltung in der Sixtinischen Kapelle in Rom.

Und jetzt könnte man wieder sagen, das ist halt Kunst. Ist doch völlig klar, dass Gott nicht so aussieht. Aber genau dieses Gottesbild ist auch heute noch ziemlich wirkmächtig. Und selbst wenn wir es direkt relativieren, prägt es uns doch mehr als wir vielleicht denken. Gottesbilder entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern im Kontext des Lebens, im Rahmen meiner kulturellen Prägung. Wie ich mir Gott vorstelle, sagt mir auch viel über mich selbst aus und über meinen gesellschaftlichen Kontext, in dem ich lebe.

Das Gottesbild des alten, weißen Mannes mit Rauscheinbart kann nur in einer patriarchalen, einer männerdominierten Gesellschaft entstanden sein. Es zeigt Gott als autoritär und mächtig und deshalb – gemäß den Vorstellungen der Zeit – als weißen Mann. Dieses Gottesbild ist nicht einfach falsch. Es ist kontextuell. Und deshalb gilt: Wenn ich mir Gott so vorstelle, dann sagt das nicht nur etwas über Gott – sondern auch über mich aus und über die Welt, in der ich lebe.

Das zeigt sich vor allem daran, wenn uns jemand ein völlig anderes Bild von Gott zeichnet. Und es bei uns eine – vielleicht auch negative – Reaktion auslöst. Eine Verbildlichung von Gott, die mich in meiner Jugendzeit sehr geprägt hat, stammt aus dem Buch „Die Hütte“ von William Paul Young. Vielleicht ist das Buch ja einigen bekannt. Es gibt dazu auch einen Film, der das Ganze nochmal deutlich plastischer werden lässt. In „Die Hütte“ ist Gott nicht eine, sondern – gemäß christlicher Dogmatik – drei Personen. Eine Trinität. Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Und dieser dreieinige Gott wird in dem Buch so dargestellt: Gott Vater ist eine ältere, schwarze Frau. Also eigentlich eher Gott Mutter. Gott Sohn ein junger Mann in Jeans mit eher mediterranem Hauttyp. Gott Heiliger Geist eine zierliche asiatisch aussehende Frau. Ich fand das erfrischend und inspirierend, mir Gott so vorzustellen.

In den USA hingegen hat diese Gottesdarstellung zu heftigen Debatten geführt. Darf man Gott so darstellen?

Das geht doch nicht. Das ist doch Blasphemie. Ich frage mich eher: Was ist daran kontrovers? Natürlich geht das! Warum sollte Gott nicht so aussehen?

In jedem Fall zeigen die Reaktionen, dass wir – auch wenn wir es vielleicht verneinen würden – doch zumindest implizit von bildlichen Gottesvorstellungen geprägt sind. Es ist ganz gut, sich selbst da einmal zu überprüfen und sich mit ganz anderen Gottesvorstellungen zu beschäftigen. Was wäre denn wenn Gott z.B. aussieht, wie ein Geflüchteter aus Syrien? Oder wie eine obdachlose Frau? Oder wenn Gott im Rollstuhl säße? Würde mich das stören? Und wenn ja, wieso?

Eines der zehn Gebote übersetzt die Basisbibel so: „Du sollst dir kein Bild von Gott machen! Nichts, was im Himmel und auf der Erde ist und im Wasser unter der Erde, kann ihn darstellen.“ In der Lutherübersetzung steht als nächster Vers: „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“

In dem historischen Kontext sind damit vor allem Gottesstatuen gemeint. Das ist im Christentum heute nicht mehr so sehr unser Problem. Aber auch im übertragenden Sinne steckt da eine tiefgehende Wahrheit drin. Das Problem ist nämlich nicht, dass wir uns Bilder von Gott machen. Denn das ist unvermeidlich. Menschen machen sich von allem Bilder. Und wenn wir über Gott nachdenken und reden, können wir das nur im Rahmen unserer lebensweltlichen Erfahrung und unserer kulturellen Prägung tun. Wir müssen Gott also mit den Worten und Bildern beschreiben, die wir kennen.

Aber uns muss immer bewusst sein: Jedes Gottesbild hat seine Auswirkungen. Wenn ich Gott zu eng wahrnehme und mein Bild von Gott absolut setze, es also anbete, dann wird es problematisch. Das Bilderverbot sagt mir, wenn ich mein Bild von Gott mit Gott selbst verwechsele, dann ist das gefährlich.

Gott kann also irgendwie alles sein. Ist Gott dann beliebig?

In einer sehr bekannten Selbstvorstellung in der Bibel im Buch Exodus beschreibt Gott sich mit etwas kryptischen Worten. Der Satz steht auch hier auf unserem Altarbild: Ich bin, was ich bin. Oder: Ich werde sein, was ich sein werde.

Für mich heißt das: Gott hat eine wandelbare Gestalt. Gott ist nicht immer gleich. Das ist aber kein Problem, sondern ein Gewinn. Denn nur so kann Gott jedem Menschen Gott sein. Wir Menschen sind divers und deswegen ist auch Gott divers. Nur durch seine Wandelbarkeit kann Gott uns Menschen in unserer Unterschiedlichkeit begegnen.

Der Film die Hütte greift diese Wandelbarkeit Gottes dadurch auf, dass Gott Mutter als schwarze Frau je nach Situation und Stimmungslage des Hauptprotagonisten andere Kleidung trägt. Gott Mutter richtet ihre Erscheinungsform also an ihrem Gegenüber aus. Gott begegnet dir so, wie du es gerade brauchst.

Gott ist deswegen aber nicht beliebig, sondern Gott ist nicht festlegbar. Das ist ein wichtiger Unterschied. Und ich sollte auch nicht versuchen, Gott auf irgendetwas

festzulegen. Weil dann werde ich Gott auf jeden Fall verfehlen.

Unsere menschliche Perspektive reicht nicht aus, um Gott zu erfassen. Gott kann daher auch in sich vereinen, was uns widersprüchlich erscheint. Ich muss da auch keine innere Logik konstruieren. Meine Aufgabe als Geschöpf ist es, diese Widersprüchlichkeit auszuhalten. Gott sprengt alle Kategorien, die wir als Menschen haben. Gott ist kein Mann. Gott ist auch keine Frau. Gott ist weder noch und sowohl als auch. Und noch viel mehr. Gott steht jenseits unserer Kategorien.

Ich finde es hier hilfreich, die Vielfalt Gottes auch in unserer Sprache widerzuspiegeln. In dem Wissen, dass Gott nicht männlich ist, kann ich auch mal weibliche Anredeformen und Pronomen benutzen. Gott. Sie ist gnädig und erlöst uns in ihrer Liebe. Gott, die Schöpferin des Universums. Die Ewige und die Beständige. Oder geschlechtsneutral: Gott, du Kraft der Liebe, du Fundament unseres Glaubens. Einfach mal ausprobieren! Wie fühlt es sich an? Und wenn es mich irritiert, warum ist das so? Theologisches Gehirnjogging. Ich glaube, dass es hilft, um geistlich dynamisch, fit und auch gesund zu bleiben.

Das betrifft natürlich nicht nur geschlechtliche Redeweisen. Das ist nur ein Beispiel. Auch die Sprachbilder, die wir für Gott verwenden, können wir variieren und uns auch dadurch herausfordern. Gott nicht nur als liebenden Vater und beste Freundin, sondern auch mal als fern und unnahbar, als Geheimnis bezeichnen. Nicht nur als Kraft der Liebe und Gnade, sondern auch mal als Richterin oder König auf dem Thron. Oder eben umgekehrt. In der Vielfalt der Gottesbilder kommen wir Gott am nächsten. Davon bin ich überzeugt.

Gott ist so vielfältig, dass es kaum auszuhalten ist. Und trotzdem ist Gott immer derselbe. Gottes Gestalt ist wandelbar. Aber Gottes Charakter ist es nicht. Es gibt einige Leitplanken, die wir in der Bibel finden und die uns eine Orientierung geben können. Luther nennt es die Mitte der Schrift, andere nennen es das Evangelium.

Auch in der Vision des Johannes spiegelt sich das wider. Johannes sieht Gott und fällt wie tot zu Boden. Und was sagt Gott als Erstes: „Fürchte dich nicht.“ Der überwältigende, unbeschreibliche Gott legt seine Hand auf den verängstigten Menschen und sagt: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, doch schau her: Ich lebe für immer und ewig, und ich habe die Schlüssel zum Tod und zum Totenreich.“ Der Kern von Gottes Wesen ist nicht Macht, sondern Leben. Nicht Schrecken, sondern Aufrichtung. Nicht Kontrolle, sondern Nähe. Die entscheidende Frage lautet also nicht: Wie sieht Gott aus? Sondern: Welches Gottesbild lässt mich aufrecht leben? Nicht jedes Gottesbild ist wahr. Aber jedes wahre Gottesbild nimmt die Angst ernst und spricht ihr nicht das letzte Wort zu.

Gott entzieht sich unseren Bildern – aber nicht unserer Angst. Er lässt sich nicht festlegen – aber er richtet auf. Und wo Gott wirklich erscheint, da hören Menschen – damals wie heute: „Fürchte dich nicht.“ Amen.